

Ideologie als Gewissen

Günter Grass und die Macht der Vergangenheit

Bewegte Wochen führen wieder vor Augen, wie sehr die politische Wirklichkeit noch immer geprägt ist von den Mächten und Verführungen der Ideologie. Der Krieg in Libanon – von Israel verstanden als berechtigte Gegenwehr wider die Attacken einer terroristisch organisierten Guerilla – zeigt sein Gesicht zugleich im Spiegel einer fundamentalistischen Weltanschauung. Denn den Kämpfern des Hizbullah und ihren Hintermännern geht es nicht nur um Land; die Existenz des jüdischen Staats per se soll ausstrahlt werden. Diese wird von der Propaganda des militanten Islamismus als ein Keil jener westlich-aufgeklärten Lebens- und Denkungsart wahrgenommen, die das Böse sowohl symbolisiert wie im Alltag praktiziert. So weit gehen die Wortführer der Vernichtung, dass sie die Politik der Israeli mit den Machenschaften der Nazis gleichsetzen – auch die Botschaft ihrer Karikaturen ist hier völlig eindeutig.

Ideologische Zerrbilder dienen dazu, einfache Verhältnisse zu schaffen zwischen Freund und Feind. Sie reduzieren die Komplexität der Sachlage, und sie mobilisieren die Affekte. Der Vorgang ist uns aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts bestens vertraut, als totalitäre Doktrinen von links wie von rechts die Bastionen der Vernunft erstürmten und Europa in den Untergang trieben. Heute suchen religiöse Fanatiker abermals Polarisierung, indem sie gar einen heiligen Krieg ausrufen. Hierbei präsentieren sie sich als Schriftgelehrte einer unerbittlichen Lehre, die nur das Entweder-oder kennen will. Und leider finden sie auch in liberalen Gesellschaften beunruhigende Resonanz, wie das Beispiel des norwegischen Schriftstellers Jostein Gaarder zeigt. Der Autor des Bestsellers «Sophies Welt», einer intelligenten Einführung für Jugendliche in philosophische Grundfragen, behauptete vor kurzem, dass der Staat Israel auf einer «archaischen National- und Kriegsreligion» gründe.

Hypermoral gegen Common Sense

Sind Schriftsteller und Denker *in politicis* klüger als Durchschnittsbürger? Das wäre wohl eine anmassende Vermutung, die von manchen Exempla aus dem Fundus der Kulturhistorie kräftig Lügen gestraft würde. Die Affäre um Günter Grass illustriert dies weithin sichtbar. Während der Krieg in Libanon nicht nur die Hintergründe ideologischer Zurüstungen grell erleuchtet, sondern auch die Vergangenheit bis in die Vor- und Nachgeschichte des Zweiten Weltkriegs wieder zurückruft, sieht sich der Verfasser der «Blechtrommel» mit seiner eigenen Biografie konfrontiert, die gleichfalls aus Teilen jener Vergangenheit besteht. Grass, so bekennt er spät in seinen Memoiren, war nicht der harmlose Flakhelfer, als der er sich bisher ausgewiesen hat; er diente als Freiwilliger in der Waffen-SS. Er war, im Alter von siebzehn Jahren, ein antibürgerlicher Ausbrecher, begeistert vom Schneid der brutalen Truppe, gläubig in der Erwartung des Endsieges.

Der Eklat konnte vorausgesehen werden. Schon früher wurden etwa bekannte Professoren – auch einer eher linken Gesinnung – mit einiger Überraschung der Öffentlichkeit ihrer braunen Frühzeit überführt. Doch der Träger des Nobelpreises für Literatur verkörpert ein grösseres Kaliber. Er galt bis dato als moralische Instanz, wofür er selber massgeblich sorgte. So brandmarkte er die Ära des Wiederaufbaus unter Adenauer und Erhard als Epoche der Restauration aus Verdrängung und schlechtem Gewissen. Später polemisierte er gegen den Nato-Doppelbeschluss, warb um Sympathien für die DDR, demonstrierte seine Verachtung der USA und geisselte den global ausgreifenden Kapitalismus. Hierbei verfuhr er ganz unzweifelhaft; auch genoss er sichtlich die Resonanz seiner Invektiven.

Es war ja nicht alles einfach falsch daran, und niemand wollte bestreiten, dass der reizbare Poet zugleich Nützliches tat für die Verständigung zwischen Polen und Deutschen. Das andere – weniger Freundliche – war, aus einer gewissen Tradition, das Auftreten des Oberlehrers: dessen, der immer Bescheid wusste, was Recht und was Unrecht sein sollte; der vor den Richtstuhl zitierte und Zensuren verlieh. – Und nun? Man kann bei dem Diskurs um Grass' Geständnis verschiedene Ebenen seiner «Rezeption» unterscheiden. So zunächst den Showeffekt, will sagen, die Propaganda oder das *merchandising*, wodurch der angelegentlich Autobiografie eine unerhörte gesteigerte Aufmerksamkeit zufließen wird. Dass der Verleger des Buchs «Beim Häuten der Zwiebel» jene Passagen zunächst sorglos überlas, in denen der Schriftsteller das Kapitel der Zugehörigkeit zur «Division Frundsberg» aufblättert – wie hätte er's denn verschweigen mögen? –, ist das

eine. Das andere ist der Coup, den die «FAZ» danach landete, als sie Grass zum Gespräch vor allem über seine Frühzeit bat.

Echowirkung im Grossformat

Seither herrscht, weit über Deutschland hinaus, eine rabiate Debattierwut. Kommentare und Signale der Betroffenheit schiessen ins Kraut. Von Lech Walesa bis zu Joachim Fest, von Robert Schindel bis zu Dario Fo, von Moskau über Mailand bis nach Paris meldet sich der Chor der Stimmen. Auch dies war vorauszusehen. Erstem schrieb Grass mit der «Blechtrommel» ein Stück Weltliteratur, was schliesslich auch in Stockholm honoriert wurde. Und zweitens behauptet sich abermals die Macht deutscher Vergangenheit unter dem Bann des Nationalsozialismus: als ein Faktor von Unheil, der die geistigen wie die politischen Energien noch immer umtreibt.

Nicht allerdings die Tatsache, dass ein Siebzehnjähriger der Verführung erlag, macht das Skandalon. Das wusste irgendwie wohl auch Grass selbst, der seine Verwirrung in einer grossen Erzählung seines Lebens halb verschämt, halb erstaunt abzulegen gedachte – in der Brunntiefe des Imperfekts von Erinnerungen. Vielmehr prallt das während Jahrzehnten gehegte Versäumnis öffentlich gemachten Eingedenkens jetzt auf das Denkmal des Moralisten. Es wankt in seinen Fundamenten, und alles, was Grass noch weiterhin über Politik und Ethik, über Wirtschaft und Gesellschaft, über Geschichte und Gewissen behaupten möchte, unterliegt dem Verdacht einer gespenstischen Rollenprosa. Der Mann, der andere und anderes in Systemen von Verdrängung und zynischer Vernunft aufspüren wollte, war selber ein umsichtig heimlicher Verdränger. Er, der rhetorisch oftmals so wuchtig ausholte und dabei Freunde wie Gegner erschauern liess, war bei Eigenem gesammeltes Schweigen.

Doch die Geschichte greift noch tiefer. Wie in der Story von Dr. Jekyll und Mr. Hyde sieht sich Günter Grass im Rückblick auf seine Vita in zwei Personen verstrickt. Indes in seinem Fall nicht der unartikulierte getriebene Hyde der Mitgliedschaft in der Waffen-SS die Beunruhigung vertritt, sondern der ehrenwerte Dr. Jekyll – als jener Typus des Intellektuellen, der seinerseits zum Mentor und Sprecher der Gesellschaft avancierte und dabei den Ideologen gab: die Figur des Präzeptors mit den Kategorien von Gut und Böse. Wer nun dafür eintreten wollte, dass Grass den Nobelpreis zurückgeben sollte, verkennt, dass diese Aus-

zeichnung nicht für ein untadeliges Leben, sondern für Arbeit am literarischen Werk gesprochen wird. Weit aus nützlicher wäre es, die Wege und Irrwege des politischen Publizisten und gefeierten Orators zu hinterfragen. Denn Grass' politischer Moralismus markiert präzise die Begrenzlichkeiten jeder überspannten Gesinnungsethik, welche die Welt auf einfache Formeln reduzieren will.

Wildbahn hier, Glaube dort

Dafür liefert das Gespräch mit der «FAZ» ein weiteres Beispiel. Im Rückblick auf das Ende des Zweiten Weltkriegs resümiert Grass so: «Ich wurde aus der Gefangenschaft in den Westen entlassen und befand mich auf freier Wildbahn. Ich musste mir selbst etwas zusammenschustern mit all den Irrtümern und mit all den Umwegen, während Gleichaltrige meiner Generation, Christa Wolf etwa oder Erich Loest, im Osten des Landes sofort mit einer neuen und glaubhaften Ideologie versorgt waren.» Hier die gefährliche Steppe mit dem Druck zur persönlichen Wahrheitsfindung; dort aber – «im Osten des Landes» – das erneuerte Jerusalem mit allen Versorgungsleistungen einer «glaubhaften» Ideologie: als wäre dies noch *ex eventu* wünschenswerter gewesen. Im Westen stattdessen herrschte eine Gesellschaft unter Adenauer, «grauenhaft, mit all den Lügen, mit dem ganzen katholischen Mief [...] durch eine Art von Spiessigkeit geprägt, die es nicht einmal bei den Nazis gegeben hatte».

Aufgeklärt liberale Sozietäten verlegen die Pflichten und Prämien der Lebensführung in die Verantwortung des Einzelnen. Sie sind daher seit je die politisch-wirtschaftlichen Objekte der Verachtung für alle, die sich damit nicht abfinden wollen. Die Nazis traten an, die Verfassung der Freiheit zu sprengen, die ihnen die prekäre Wärme der Volksgemeinschaft versagte. Heute hören wir von Predigern des Hasses ähnliche Parolen: Der Erzfeind aller Fundamentalisten ist jener «Westen», dessen Werte keinem Buch der Bücher und auch nicht dem Diktat von Chefideologen und Wahrheitspriestern folgen. – Voltaire wusste durchaus, wofür und wogegen er stritt, als er dem sprichwörtlichen Bart des Propheten keinerlei Kredit einräumte. Ein Ende der Geschichte in Vernunft und wechselseitiger Toleranz sah er gleichwohl nicht voraus, weshalb er die Kritik am Vorurteil zum Generalthema für viele weitere Generationen erhob. Die Zukunft dieses Wegs ist freilich abermals ungewiss geworden.

Martin Meyer

Hugo Loetscher

«Dass ein Jüngling in der SS Dienst machte, ist das eine, aber die Diskussion darüber sollte nicht das Grundsätzlichere verstellen, nämlich dass einer, der gegen das Verdrängen kämpfte, selber ein Verdränger ist. Da hat man erlebt, wie Grass uns Schweizer Schriftsteller mahnte, kompromisslos mit unserer Vergangenheit umzugehen, da war man dabei, wie Grass spanischen Intellektuellen beibrachte, wie man sich mit dem Faschismus auseinanderzusetzen hat. Und nun erweist es sich, dass aus dem belehrenden Moralisten ein moralischer Frisör geworden ist. Wie gerne hätte man ungebrochen geglaubt, dass auch auf Deutsch politisches Engagement und Literatur Hand in Hand gehen.»

Hugo Loetscher, geb. 1929, lebt als Schriftsteller in Zürich. Zuletzt erschien im Diogenes-Verlag der Gedichtband «Es war einmal die Welt» (2004).

Bora Ćosić

«Die Aufregung um Günter Grass ist durch eine etwas kindische Enttäuschung verursacht; eine Person von höchstem moralischem Prestige gibt plötzlich eine Schwachstelle ihrer Vergangenheit preis. Freilich: Eine absolute moralische Instanz gibt es nicht – ausser wir finden sie in uns selbst, wie es uns der Kantsche Imperativ lehrt. Tröstlich, dass es keine Wahrheiten gibt, die dauerhaft verborgen bleiben können. Ich ekle mich aber vor den Piranhas, die den Moby Dick der deutschen Literatur anzubeissen versuchen. Sollen sie zuerst eine «Blechtrommel» schreiben oder ein «Treffen in Telgte». Es ist dies das Büchlein, welches das Schicksal des deutschen Dichtertums am treffendsten vor Augen führt. Es war nie ein einfaches.»

Bora Ćosić, geboren 1932 in Zagreb, lebt als Schriftsteller in Berlin und Rovinj. Zuletzt erschien im Suhrkamp-Verlag «Das Land Null» (2004).

Andrea Breth

«Wieder einmal verstehe ich die Diskussion in Deutschland und die Erregung um Günter Grass nicht. Was Grass mit 17 Jahren tat, spielt keine Rolle. In diesem Alter weiss selten jemand, was richtig ist und was falsch; man kann von jungen Menschen nicht verlangen, dass sie verstehen, was das bedeutet: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Aber bevor einer den Nobelpreis annimmt, sollte er sein Haus aufräumen. Anstatt lange vor sich hin zu philosophieren, sollte Grass den Preis also besser zurückgeben – oder das Geld stiften. Er gibt ein schlechtes Beispiel ab für das Land der Dichter und Denker.»

Die deutsche Regisseurin Andrea Breth leitete von 1992 bis 1997 die Schaubühne Berlin; seit 1999 ist sie Hausregisseurin am Burgtheater Wien.

Edle Wilde und Kannibalen

Im Kunsthhaus Zürich sieht Aleksandra Mir die Schweiz als eine Insel

Das Bild von der «Insel Schweiz» ist eine Metapher, die in den letzten Jahrzehnten so oft durch die Medien- und Stammtischgespräche geschleift wurde, dass man sie eigentlich für mindestens zehn Jahre in einem unserer leerstehenden Alpenbunker einsperren müsste. Nun gibt es aber – ein uraltes Problem der Eidgenossenschaft – ausserhalb des Inlands doch einiges Ausland. In der Schweiz verfolgte Metaphern haben deshalb gute Chancen, dort Asyl zu bekommen. Im vorliegenden Fall war es Aleksandra Mir, eine in Polen geborene Schwedin mit Wohnsitz New York und Palermo, die der «Insel Schweiz» (sicherlich in Unkenntnis ihrer problematischen Vergangenheit) Asyl gewährt hat. Das Resultat ist eine Ausstellung im Kunsthhaus Zürich, die «Switzerland and Other Islands» heisst.

Im Mittelpunkt der Schau stehen vier riesige Landkarten der Schweiz, die Mir zusammen mit ihren sechs Assistenten eigens für diese Ausstellung gezeichnet hat. Das grösste Blatt, im Treppenhaus des Moser-Baus, zeigt auf rund fünf mal drei Metern Fläche eine recht gewöhnliche Karte der Schweiz, auf der brav alle grösseren Ortschaften und Verkehrsverbindungen verzeichnet sind. Die Landesgrenzen sind durch ein hübsches Band aus kleinen Blümchen markiert. Ausserhalb Helvetiens tut sich ein Ozean auf, in dem sich allerlei Monster tummeln: Seepferdchen mit langen Krallen und Seeschweine mit furchterregendem Gebiss, zähnefletschende Fische und Meereswürmer mit Federkleid. Nebst solchen Monster-Klassikern, die der «Cosmographia» von Sebastian Münster entsprungen sein könnten, finden sich auf der Karte auch modernere Gestalten – zum Beispiel zwei Comicfiguren, ein Kätzchen und ein Häschen, die uns von einer Venus-Muschel aus zuwinken. In prächtigen Kartuschen schwimmen in diesem Ozean ausserdem weitere Inseln herum, die «Europa», «America», «Asia» und «Africa» heissen. Das monströse Blatt erinnert an Karten,

wie sie die frühen Eroberer der Weltmeere von neu entdeckten Gebieten zeichneten. Ausserhalb der «Insula Swizzera» gibt es also noch einiges zu entdecken – vielleicht sehen die vier Frauen von Ferdinand Hodler da schon mehr, die im Treppenhaus über der Karte ihren «Blick in die Unendlichkeit» schweifen lassen.

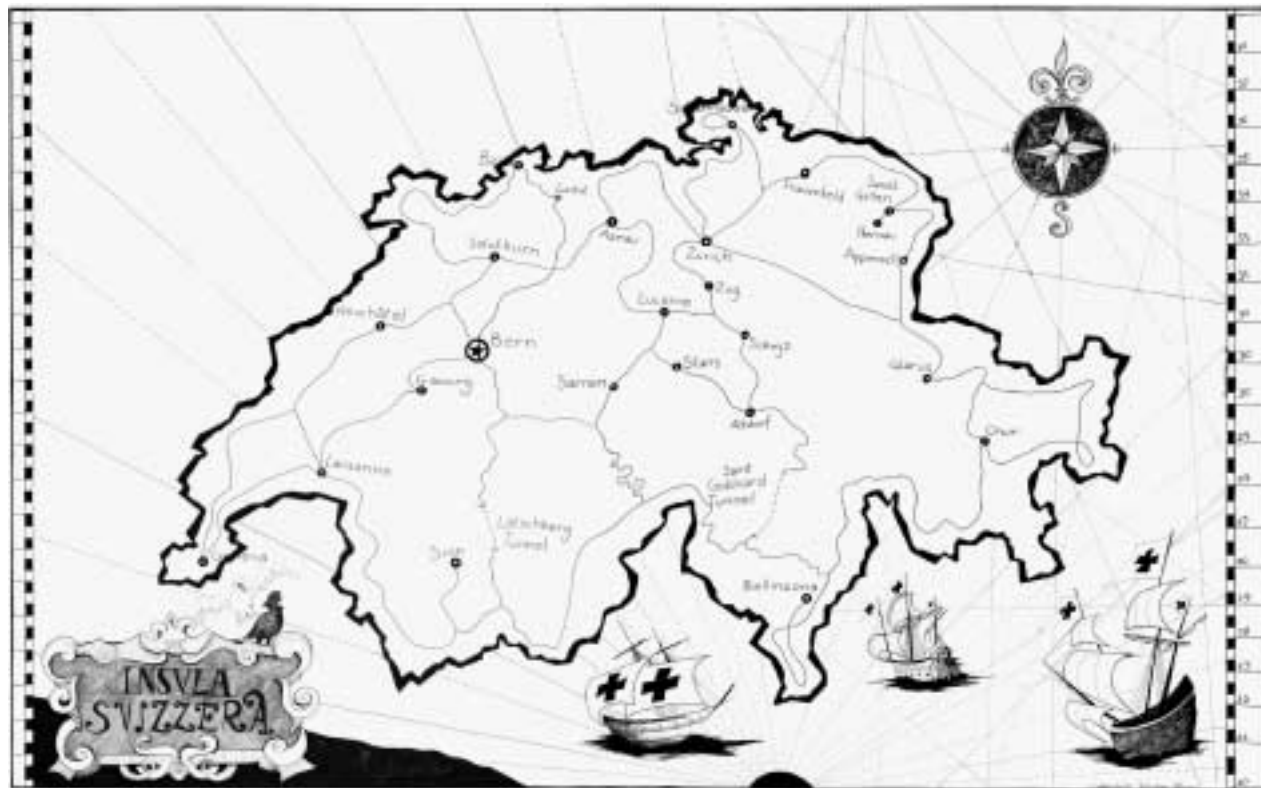
Eine zweite Karte zeigt die Schweiz als einen pechschwarzen Asteroiden, der durch ein Weltall aus allerliebsten Monden und Planeten saust. Das dritte Riesenblatt fällt vor allem durch seine Bordüre auf, die an ein gehäkelttes Deckchen erinnert. Diese Arbeit interpretiert die Schweiz nicht als Insel, sondern umgekehrt als See, als «Lac Switzer» mit weissen Segelbooten. Mit der letzten Schweizer Karte dann kehren wir zur Inselmetapher zurück. Nun wird die «Insula Swizzera» von drei Segelbooten angesteuert – eines davon wird wohl die «Santa María» sein, auf der Christoph Kolumbus die Neue Welt entdeckt hat. Ja, edle

Wilde und Kannibalen, das passt schon irgendwie zu unserem Alpenraum.

Die vier Blätter zur Schweiz werden von weiteren Inselkarten umrahmt, die illustrieren, wie umfassend das Inselprojekt der Künstlerin insgesamt ist. Da gibt es zum Beispiel «Airport Islands» und «Legal Islands», eine «Treasure Island», «Traffic Islands» und «Shopping Mall Islands» – daneben werden aber auch klassischere Inseln wie «Australia», «Hawaii» oder die «Ufenau» porträtiert. Einen Kommentar zur Schweiz wollen die Blätter wohl kaum darstellen – auch sind die Anspielungen sicher bewusst recht allgemein gehalten. Aber die Karten sind witzig – und so können wir doch froh sein, dass Mir die arme Metapher von der «Insel Schweiz» mit so viel Sorgfalt pflegt.

Samuel Herzog

Aleksandra Mir, Switzerland and Other Islands. Kunsthhaus Zürich. Bis 8. Oktober. Katalog Fr. 28.–.



Aleksandra Mir: «Insula Swizzera», 2006, Filzstift auf Papier.

INHALT

Feuilleton

Die Ausstellung als szenographisches Werk	46
Thomas Hürlimanns neuer Roman	47
Günter Grass' umstrittene Autobiografie	47

Fernseh- und Radioprogramme 49-52